Literatur und Neue Sachbücher

Der Reim kann bleim

Das Gedicht im Körpertest / Von Dirk von Petersdorff

Raoul Schrott und Arthur Jacobs rücken in einem neuen Buch der Poesie mit der Neurowissenschaft zu Leibe. Wir baten einen Dichter und einen Neuro-Kenner um ihr Urteil.

Nehmen wir den „Grüffelo“, die „Fantastischen Vier“ und einen Poetry Slam. Was kann man an ihnen und ihrer Wirkung studieren? Dass rhythmische Sprache auf uns als körperliche Wesen wirkt. Oder, wie es der empirische Psychologe Arthur Jacobs und der Dichter Raoul Schrott sagen: Sprache und Literatur folgen „Bedingtheiten, die auf unserer Sensomotorik und den Parametern unserer Wahrnehmung beruhen“. Bei Stefan Remmler („Keine Sterne in Athen“) hieß es: „Der Rhythmus, wo ich immer mitmuss“.

Warum brauchen wir ein fünfhundertseitiges Buch zum Thema „Gehirn und Gedicht“? Weil es uns vorführt, dass an die Stelle der Spekulation die Messung getreten ist. Auf literarisch-geisteswissenschaftliche Kreise wirken Bilder von Gehirnen, neben denen Sätze stehen wie „Abbildung 63 zeigt Hirnaktivierungen von Jazzmusikern, die bei Stings polyrhythmischem ‚The Lazarus Heart‘ zuerst auf den Haupttakt (120 Schläge/Minute) hören und diesen mitklopfen mussten“, immer noch irritierend. Man wittert eine Biologisierung der Kunst. Werden ästhetische Leistungen in einem solchen Denken nicht auf ziemlich triviale Funktionen reduziert?

Morgen auf unserer Literaturseite

Sandra Kegel: Houellebecq lässt uns in seine Karten schauen

Kolja Mensing: Dirk Kurbjuweit kämpft am Hindukusch

Sarah Elsing: Sven Regener sammelt Blogs und Gags

So einfach sollte man es sich mit der Ablehnung nicht machen. Denn erstens kann ein wenig Neugier nie schaden, zweitens ist das Verfahren, Poetik auf empirischer Grundlage zu betreiben, wahrlich nicht neu (Aristoteles begründet die ästhetische Nachahmung mit der Beobachtung von Kindern), und drittens führen die Experimente, die Raoul Schrott und Arthur Jacobs vorstellen, eben nicht zu Verallgemeinerungen, sondern differenzieren unser Wissen.

Zum Beispiel: Die Reaktion auf rhythmisierte Sprache ist biologisch verankert. Ist sie damit bei allen Menschen gleich, spielen kulturelle Unterschiede keine Rolle? Dazu wird ein Experiment der Psychologin Sandra Trehub erläutert, in dem sie Studenten aus verschiedenen kulturellen Herkunftsräumen Musikstücke von unterschiedlicher Komplexität vorspielte. Die Ergebnisse sprechen dafür, „dass die Verarbeitung von rhythmischen Strukturen im Gehirn zu Beginn des Lebens sehr flexibel ist und erst durch jahrelange Gewöhnung an bestimmte Taktstrukturen eine Umorganisation im Gehirn stattfindet, so dass fast nur noch die gewohnten Rhythmen wahrgenommen und ästhetisch bevorzugt werden“. Das zeigt: Kunst wird hier nicht in einen Körperkäfig eingesperrt. Das Fundament mag biologisch sein, aber dann beginnt die Zivilisation ihr Werk, verzweigen sich die Wege und entwickeln Kulturen ihre ästhetischen Modelle, die in den Körper einziehen.

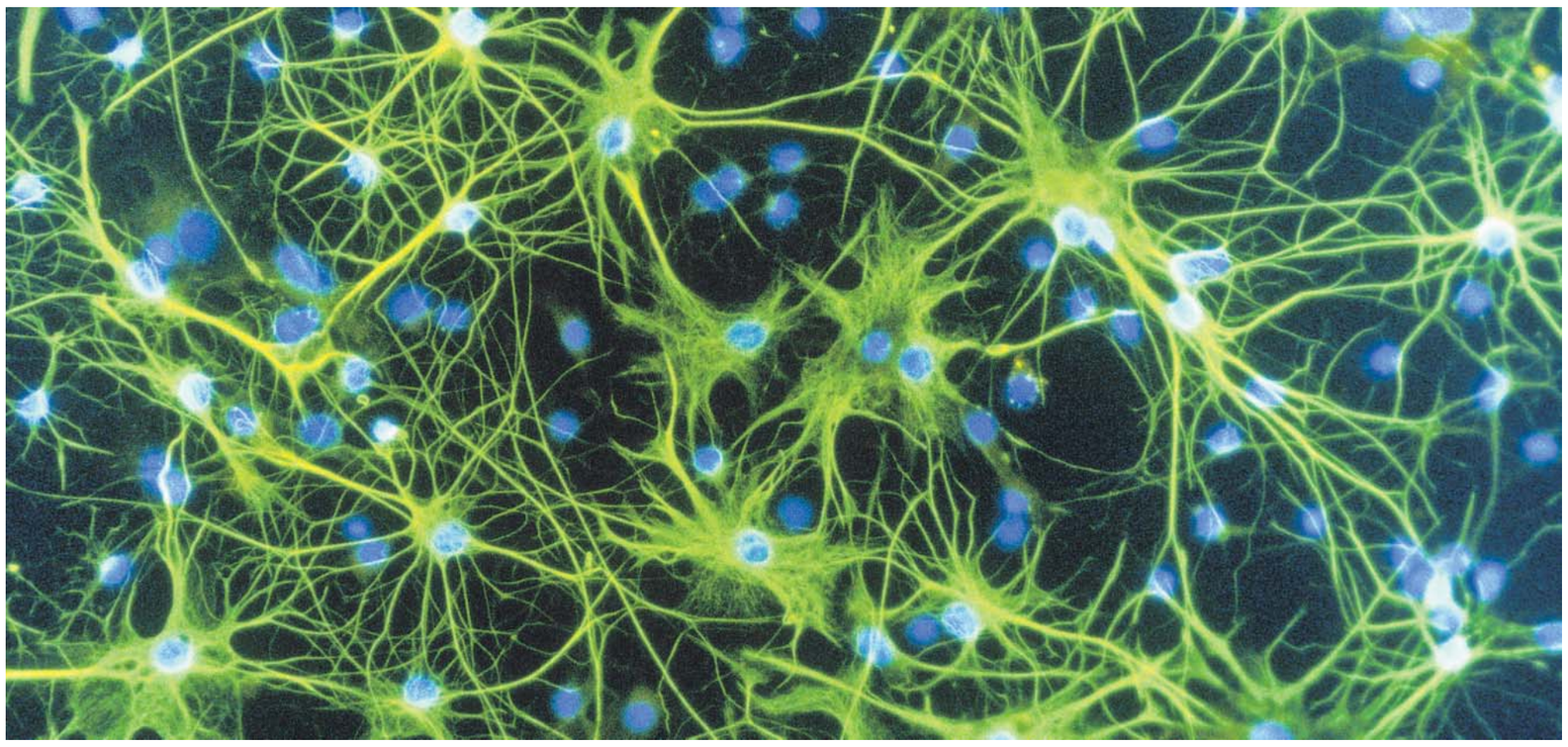
Für einen Lyriker ist dieses Buch reizvoll. Fragen nach der Zukunft des Gedichts kann er nun noch gelassener beantworten. Wenn schon Säuglinge in der Lage sind, den Wechsel von unbetonten und betonten Silben lustvoll wahrzunehmen, dann haben Dichter ein festes Pfund in der Hand. Sie werden aber auch daran erinnert, dass es keine gute Idee wäre, die ihnen gegebenen Wirkungsmöglichkeiten leichtfertig aufzugeben. Wenn Raoul Schrott und Arthur Jacobs den Rhythmus zur wichtigsten Eigenart lyrischer Rede erklären: Warum sollte man darauf verzichten?

Damit ist ja nicht gefordert, dass wir alle gleichmäßig metrisierte und gereimte Gedichte schreiben sollen. Das ist nur eine Möglichkeit, Rhythmik herzustellen. Robert Gernhardts Devise „Der Reim muss bleim“ wird mit den Ergebnissen dieses Buches umgewandelt in „Der Reim kann bleim“. Aber so wie Brecht für „reimlose Lyrik mit unregelmäßigen Rhythmen“ plädierte, gibt es andere Verfahren, Sprache zu rhythmisieren, vor allem durch Wiederholungsfiguren. Es ist kein Zufall, dass die interessantesten Lyriker der Avantgarde ihre Sprache durch die Wiederholung von Lauten, Worten oder Satzstrukturen eingängig machen, so Ernst Jandl oder Thomas Kling.

Aber auch ernsthafte Lyriker betreiben ein uraltes Handwerk. Eine Poetik auf neurophysiologischer Grundlage sagt niemandem, was und wie er schreiben soll. Aber sie erinnert ihn daran, in welchen elementaren Zusammenhängen er sich bewegt. So ist es doch ziemlich erstaunlich, von einem Experiment zu erfahren, in dem nachgewiesen wurde, dass Menschen gereimten Aphorismen einen höheren Wahrheitsgehalt zuschreiben als ungereimten.

„Gehirn und Gedicht“ geht thematisch weite, manchmal zu weite Wege. Man liest zwar gern, dass das gegenseitige Lausen und Kraulen von Affen, das der Gemeinschaftspflege dient, beim Menschen von einem vokalen „grooming“ abgelöst wurde: Wir kraulen uns verbal. Aber immer wieder finden der Naturwissenschaftler und der Dichter nicht zusammen, sondern reden nebeneinanderher. Dann informiert Jacobs über Hirnaktivitäten, während Schrott eine spekulative Poetik betreibt. Zudem geht Schrotts Entdeckerfreude mit Fehlern einher. So besteht ein Spondeus nicht aus zwei unbetonten Silben, Jandls bekanntes „lechts und rinks“-Gedicht stellt keinen Schüttelreim dar, und es ist unsinnig, den Namen eines Menschen als „Metapher“ anzusehen. Dass in der Antike eine „‚moderne‘ Poesie“ entstehe, die sich auf die „Eigengesetzlichkeit der Sprache“ konzentriere und damit der Philosophie überlegen sei, die im „Baukastensystem der Logik“ gefangen bleibe: Das ist haarsträubend und von jeder, sagen wir, Platon-Lektüre ungetrübt. Überhaupt die Literaturgeschichte: Bei Homer und Walther von der Vogelweide „gibt es vergleichsweise wenig Metaphern; umso mehr bietet dann Shakespeare“, was vor allem daran liegt, dass er im „turbulenten 17. Jahrhundert“ lebte.

Aber das Buch ist trotzdem ein Gewinn. Wo wird denn ansonsten grundsätzlich über Literatur nachgedacht? Größere Debatten zur Poetik finden schon lange nicht mehr statt. Jetzt kommen die Anregungen eben aus der Neurophysiologie und der experimentellen Psychologie. Sie erklären uns, wie ästhetische Evidenz körperlich verankert ist. Zur Bewunderung eines Kunstwerks lassen wir uns nicht überreden. Da muss etwas in uns rieseln, strömen, sich sträuben, da lockern sich die Hirne. Wie das genau geschieht: Die Experimente gehen weiter, im Labor und in der Kunst.



Hier soll zuletzt sich enthüllen, worauf die Dichtung baut? Eingefärbte und ohne Reimwirkung zum Strahlen gebrachte kortikale Neuronen Foto SPL/Agentur Focus

Raoul Schrott / Arthur Jacobs: „Gehirn und Gedicht“. Wie wir unsere Wirklichkeiten konstruieren.

Hanser Verlag, München 2011. 544 S., zahlr. Abb., geb., 29,90 €.

Dirk von Petersdorff, geboren 1966, ist Professor für Neuere Deutsche Literatur in Jena und gehört zu den wichtigsten deutschen Lyrikern seiner Generation. Zuletzt veröffentlichte er die Gedichtsammlung „Nimm den langen Weg nach Haus“.

Alle Neuronen im Schrank?

Die Hoffnungen neurokognitiver Poetik auf dem Prüfstand / Von Michael Hagner

Die Neurologie! … was immer sie zutage fördern mag, für die Dichtung relativ unwichtig. Welche Synapsen da ihre Neuronen abfeuern, was zwischen Sprachzentrum und Sehrinde passiert, wird … die Poesie und die Prozesse ihrer Erkenntnis höchstens bestätigen.“

Deutlicher hätte Raoul Schrott 1997 in seiner Grazer Poetikvorlesung kaum sagen können, was er von den Ambitionen einer Neuropoetik hält, die Entstehung und Wirkung der Poesie am Gehirn festmachen will. Insofern ist es durchaus überraschend, dass er sich nun mit einem auf die neurokognitiven Prozesse des Lesens spezialisierten Psychologen zusammengetan hat, um ein umfangreiches Buch vorzulegen, in dem es darum geht, ästhetische Phänomene mit experimentellen Mitteln zu untersuchen.

Eine solche Herangehensweise liegt gegenwärtig im Trend. Auch die an der bildenden Kunst orientierte Neuroästhetik behauptet, aus dem Verständnis der neuronalen Vorgänge heraus eine intelligible ästhetische Theorie vorlegen zu können. Allerdings ist mehr als einem Kommentator aufgefallen, dass sie dabei entweder mit einem beklagenswert primitiven Begriff von Kunst hantiert oder der Kunst Effekte auf das Gehirn zugeschrieben werden, die Prada oder Starbucks ebenso auslösen. Wenn dann noch historische Phänomene wie die Empfindsamkeit des 18. Jahrhunderts oder das Konzept der romantischen Liebe auf Hirnkonstellationen zurückgeführt werden, darf man sich fragen, ob die Neuroästhetiker noch alle Neuronen im Schrank haben.

Gegen solche Peinlichkeiten und Kurzschlüsse haben sich Schrott und Jacobs gewappnet. Sie wollen weder eine Phrenologie aufwärmen, die ein Poesiezentrum im Gehirn postuliert, noch geht es ihnen um einen Biologismus, der das „Enigma der Poesie“ auf neuronale Schaltkreise und die Ausschüttung von Transmittern reduziert. Ihre Argumentation ist raffinierter, wenn sie im Geiste des Konstruktivismus davon ausgehen, dass wir aufgrund unserer evolutionären Entwicklung Wesen sind, die permanent Fiktionen entwerfen, für die es pragmatische Gründe, aber kein absolutes Wahrheitskriterium gibt.

Mit Nietzsche scheinen die Autoren der Ansicht zu sein, dass die Wahrheit „ein bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien, Anthropomorphismen“ darstellt, und das gilt für die Dichtung ebenso wie für die Wissenschaft. Einer solchen Bricolage gilt es mit „kritischem Pragmatismus“ zu begegnen, der die Möglichkeiten und Grenzen unserer Vorstellungswelten herausarbeitet. Natürlich ist man aber auch damit wieder in der Gefahr, nur Metaphern zu produzieren.

Wenn es für Schrott so etwas wie Gewissheit gibt, dann die, dass in der Poesie selbst ein erhebliches Erkenntnispotential liegt. Sie ist eine fundamentale Verhaltensweise zur Welt, zumal ein Gedicht zugleich Sprache, Musik und Bild ist. Das ist kein trivialer oder reduktionistischer Begriff von Poesie, aber wie lässt sich das in einem Buch umsetzen, das den neurowissenschaftlichen Denkstil ernst nimmt?

Die Autoren nennen es einen Essay, aber trotz aller gutgemeinten Versuchsanordnung ist der Ansatz doch eher enzyklopädisch. Gerade weil die Poesie so viele Aspekte umfasst, geht es um Musik und Oralität, Lesen und Schrift, Reim und Prosodie, Metaphorik und Ars Memoriae. Man gewinnt einen breiten Überblick über den gegenwärtigen Forschungsstand, bisweilen ist es sogar ein bisschen zu viel des Guten, weil dabei das Kernanliegen der Autoren etwas aus dem Blick gerät.

Ungeachtet all der gelehrten Exkurse, bleibt die zentrale Frage aber doch, worin nun der Erkenntniswert besteht, die Wirkungen der Poesie mit den neurowissenschaftlichen Mitteln erforschbar zu machen. Cum grano salis darf man für die Anstrengungen der letzten zwanzig Jahre wohl sagen, dass die bildgebenden Verfahren recht erfolgreich darin sind, neuronale Korrelate für bestimmte Phänomene zu finden, und zwar weniger im Sinne einer cyberphrenologischen Suche nach Funktionszentren als in der Aufdeckung komplexer neuronaler Schaltkreise. Beim Hören eingängiger, vertrauter Musik etwa sind zum Teil andere Neuronenverbände etwas mehr involviert als beim Hören atonaler, unbekannter Musik. Ähnlich verhält es sich bei Texten und Bildern. Das ist in dem Moment interessant, wenn bestimmte Zentren involviert sind, die auch mit anderen kognitiven oder emotionalen Funktionen assoziiert werden.

Die Autoren sind viel zu klug, hier einfache kausale Zusammenhänge der Art herzustellen, dass wir gern Mozart oder Madonna hören, weil Hirnregionen beteiligt sind, die das Hormon Oxytocin ausschütten, was uns besonders glücklich macht. Aber sie nehmen doch an, dass es neurophysiologische Gründe hat, wenn Verliebte zu ihrer Musik tanzen, oder dass durch gemeinsame Musikerlebnisse ein evolutionär prädeterminiertes Gemeinschaftsgefühl entsteht, das einen Überlebensvorteil sichert. Mag sein, dann sind Woodstock, Love Parade, Gotthilf-Fischer-Chöre und die Aufführung der Matthäuspassion oder von Mahlers 9. Sinfonie unter evolutionären Gesichtspunkten eben alle dasselbe. Die Frage ist nur, was wir mit dieser Einsicht eigentlich gewonnen haben und ob es das war, was wir verstehen wollten, als wir uns für das Phänomen der Massenveranstaltung interessierten.

Soweit ich sehe, liegt hier ein Dilemma aller kognitiven Neurowissenschaften, die kulturelle Phänomene erklären wollen. Das einzige gut beherrschbare theoretische Angebot, das sie im Programm führen, ist die Evolution. Die alternative Erklärung, nämlich von der enormen Plastizität des Gehirns auszugehen und zu sagen, dass das Gehirn durch kulturelle Prozesse geformt und umgeformt wird, klingt zwar sehr gut, aber es ist völlig unklar, wie genau die Kultur das Gehirn programmieren soll – und zum Konstruktivismus steht das auch in einem Spannungsverhältnis.

Oder man geht so weit, wie es die Autoren an einer Stelle tun, und postuliert, dass das Gehirn ein sich selbst belohnendes System ist. Über chemische Selbststimulanz lassen sich Verhaltensmuster verstärken. Kommt noch eine von außen kalibrierende Instanz hinzu, ist ein affektiv-kognitiver Effizienzgewinn zu verzeichnen, nach dem sich letztlich alle menschlichen Werte richten. Auch hier muss die Nachfrage erlaubt sein, ob es dann auch noch an der neuronalen Selbstorganisation liegt, wenn diese Werte einmal auf Toleranz und Goethes Werther und einmal auf „Muslime raus“ und „Guttenberg muss bleiben“ hinauslaufen. Geht es dann endlich um die Dichtung, ist alles noch viel komplizierter, denn unbestreitbar handelt es sich hier um ein Phänomen, das viel zu jung ist, um in die Zeitdimension der Evolution hineinzupassen.

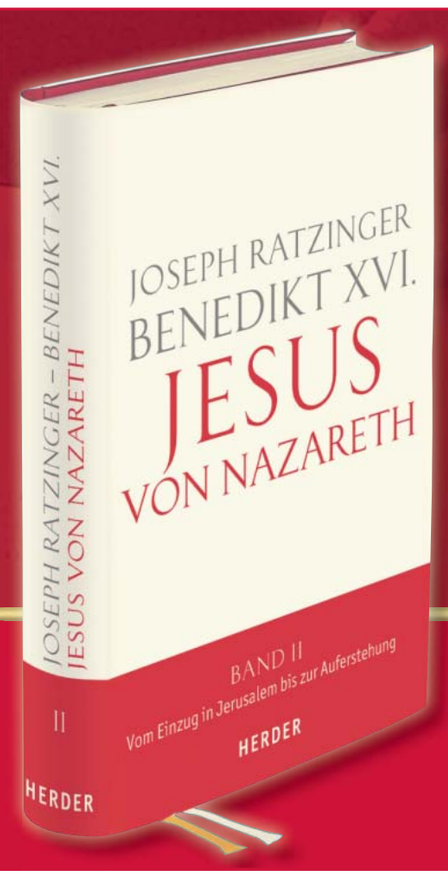
Im letzten, theoretisch ambitioniertesten Kapitel des Buches, das auf den Forschungen von Arthur Jacobs basiert, entwerfen die Autoren ein geradezu wucherndes Modell des literarischen Lesens, das die neuronale, die kognitiv-affektive und die Verhaltensebene miteinander verbindet. Sie sagen selbst, dass es sich hier um ein „Als ob“ handelt, gut für weitere Forschungsprojekte, aber wohl doch zu unübersichtlich, um das Verhältnis von Gehirn und Gedicht auf den Punkt zu bringen. Vielleicht ist das aber auch außerhalb des vernünftigerweise Erreichbaren. Vielleicht hatte Schrott seinerzeit doch recht, und die neurokognitive Poetik bestätigt nur das, was die Poesie ohnehin schon weiß.

Michael Hagner ist Inhaber des Lehrstuhls für Wissenschaftsforschung an der ETH Zürich. Im Herbst erschien sein Buch „Der Hauslehrer. Die Geschichte eines Kriminalfalls“.

Das neue JESUSBUCH des Papstes

Das Buchereignis des Jahres

In seinem neuen Jesus-Buch lässt der Papst in beeindruckender Weise Anteil nehmen an seiner ganz persönlichen »Suche nach dem Angesicht des Herrn« – nachdenklich, klug, spirituell und ungemein anregend für die eigene Auseinandersetzung mit den existentiellen Fragen des Glaubens.



Joseph Ratzinger
Benedikt XVI.
Jesus von Nazareth
Band II: Vom Einzug in Jerusalem bis zur Auferstehung
368 Seiten | Gebunden mit Schutzumschlag und zwei Zeichenbändern
Mit Glossar und Register
€ 22,– / SFr 33.50 / € [A] 22,70
ISBN 978-3-451-32999-9

Neu in allen Buchhandlungen oder unter www.herder.de

Auch als Hörbuch und als hochwertige Geschenkausgabe erhältlich.

HERDER
Lesen ist Leben